Zeitschrift: Berner Schulblatt
Herausgeber: Bernischer Lehrerverein
Band: 83 (1950-1951)
Heft: 40

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

83. JAHRGANG Nr. 40 BERN, 23. DEZEMBER 1950

Berner Schulblatt

L'ECOLE BERNOISE

KORRESPONDENZBLATT
DES BERNISCHEN LEHRERVEREINS
ERSCHEINT JEDEN SAMSTAG

ORGANE DE LA SOCIETE
DES INSTITUTEURS BERNOIS
PARAIT CHAQUE SAMEDI

SEKRETARIAT DES BERNISCHEN LEHRERVEREINS: BERN, BAHNHOFPLATZ 1, 5. STOCK
SECRETARIAT DE LA SOCIETE DES INSTITUTEURS BERNOIS: BERNE, PLACE DE LA GARE 1, 5e ETAGE
TELEPHON (031) 2 34 16 . POSTCHECK III 107 BERN

Wer möchte nicht

auf Jahre hinaus das Beste besitzen? Bei einem Radio, der Ihnen jeden Tag neue Freude bereiten soll, können die Ansprüche nicht hoch genug sein.
Hören Sie einmal die Spitzenprodukte der schwedischen Ericsson-Fabriken, die SRA-Radio. Sieben Wellenbereiche ermöglichen mühelosen Empfang der Sender aus aller Welt. Neue Lautsprecher, die den ganzen, hörbaren Tonbereich wiedergeben, vermitteln Musik in ihrer vollen Schönheit und Wärme. Von drei Kunden wählen zwei einen SRA. Verlangen Sie bitte unsere Gratis-Prospektsammlung S 71.

Telephon 2 95 29 und 5 15 45 **Bern**

255

Schwaller
MÖBEL
Möbelfabrik Worb
E. Schwaller AG. - Tel. 7 23 56

In gar manchem guten Berner Haus stehen Möbel aus unsern Werkstätten. Seit bald 50 Jahren arbeiten wir getreu der guten Handwerksart. Grosse Wohnausstellung in Worb!

Tierpark und Vivarium Dählhölzli, Bern

In der Voliere neu:

Bartmeisen

Grosse Seltenheit!

12

Redaktor: P. Fink, Lehrer an der Übungsschule Oberseminar, Bern, Brückfeldstr. 15. Tel. (031) 3 67 38. *Redaktor der «Schulpraxis»:* Dr. R. Witschi, Seminarlehrer, Bern, Seminarstr. 11. Tel. (031) 4 41 62. *Abonnementspreis per Jahr:* Für Nichtmitglieder Fr. 15.–, halbjährlich Fr. 7.50. *Insertionspreis:* Die fünfgespaltene Millimeterzeile 15 Rp. Die zweigespaltene Reklame-Millimeterzeile 50 Rp. *Annoncen-Regie: Orell Füssli-Annoncen*, Bahnhofplatz 1, *Bern*. Tel. (031) 2 21 91. Filialen in Zürich, Aarau, Basel, Davos, Langenthal, Liestal, Luzern, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Lausanne, Genf, Martigny

Rédaction pour la partie française: Dr René Baumgartner, Professeur à l'Ecole normale, chemin des Adelles 22, Delémont. Téléphone (066) 2 17 85. *Prix de l'abonnement par an:* Pour les non-sociétaires fr. 15.–, 6 mois fr. 7.50. *Annonces:* 15 cts. le millimètre, Réclames 50 cts. le millimètre. *Régie des annonces: Orell Füssli-Annonces*, place de la gare 1, *Berne*. Téléphone (031) 2 21 91. Succursales à Zurich, Aarau, Bâle, Davos, Langenthal, Liestal, Lucerne, St-Gall, Schaffhouse, Soleure, Lausanne, Genève, Martigny

INHALT · SOMMAIRE

Wiegenlied 587
Heilige Nacht 587
Über Bildungsprobleme in den USA ... 588
Mitteilungen der Redaktion 594
Sur la naissance de Notre-Seigneur 595
Souvenirs d'un vétéran 595
A l'Ecole normale des institutrices 596
Quelques aspects ... qui paraissent actuels 597
Distinction 598
Divers 598
Bibliographie 599
Sekretariat – Secrétariat 599

VEREINSANZEIGEN . CONVOCATIONS

NICHTOFFIZIELLER TEIL - PARTIE NON OFFICIELLE

Berner Schulwarte. *Die Ausstellung «Kind und Bibel»* bleibt am Weihnachtstage sowie am 1. und 2. Januar 1951 den ganzen Tag geschlossen. Ausleihe und Lesesaal bleiben Samstag, den 23. und 30. Dezember nachmittags geschlossen.

Die Direktion

Vereinigung ehemaliger Schüler des Staatsseminars Bern-Hofwil. Tagung, Dienstag, den 26. Dezember, im Rathaus zu Bern. 9.30 Uhr: Versammlung der Promotionspräsidenten, Zimmer Nr. 7, 2. Stock. 10.30 Uhr: Besammlung der Ehemaligen im Grossratssaal. Vortrag von Emil Horle: «Körpererziehung am Staatsseminar». 14.15 Uhr: Kammermusikkonzert, dargeboten vom Berner Trio. Werke von Haydn und Tschaikowsky. Verhandlungen: 1. Protokoll, 2. Jahresbericht, 3. Mutationen, 4. Jahresrechnung 1950 und Festsetzung des Mitgliederbeitrages, 5. Mitteilungen und Umfrage.

Der Vorstand

Lehrergesangverein Frutigen - Niedersimmental. Nächste Übung: 10. Januar 1951, im Hotel Des Alpes, Spiez. Es-dur-Messe von Franz Schubert.

Lehrerturnverein Interlaken. Wiederbeginn der Übungen Freitag, den 12. Januar 1951, in der Primarschulturnhalle, um 16.45 Uhr. Neue Mitglieder sind herzlich willkommen. Vorgängig, um 16.30 Uhr, findet daselbst eine kurze Vorstandssitzung statt.

Lehrerturnverein Thun. Wir turnen jeden Montag, ab 17 Uhr, in der Eigerturnhalle in Thun. Neue Mitglieder und Gäste immer willkommen.

Wo erhalte ich Was?

Die guten Bezugsquellen:

Bücher:
Ad. Fluri, Buchhändler, Postfach 83, Beundenfeld, Bern 22

Kunsthandwerk:
M. Puigventós, Kesslergasse 34, Bern

Lederwaren-, Reiseartikel-Spezialgeschäft:
K. v. Hoven, Kramgasse 45/Kesslergasse 8, Bern

Möbel:
E. Schwaller AG., Möbelfabrik, Worb
E. Wagner, Möbel, Kramgasse 6, Bern

Präzisions-Reisszeuge:
Kern & Co. AG., Aarau

Radios:
Radio Kilchenmann, Münzgraben 4, Bern

Sanitätsartikel:
Hanna Wegmüller, Bundesgasse 16, Bern

Sportartikel:
Sporthaus Naturfreunde, Neuengasse 21, Bern

Uhren:
W. Schöni, Uhren, Bälliz 36, Thun

Verleihinstitut für Trachten und Theaterkostüme:
Strahm-Hügli, Kramgasse 6, Bern

NEUE KURSE 302
für Handel, Verwaltung, PTT, SBB, Vorbereitung auf Berufe, Prüfungen, Laborantinnen- und Hausbeamtinnenschulen, Diplomabschluss.

Beginn: 15. Januar
Prospekte und unverbindliche Beratung durch das Schulsekretariat.

Neue Handelsschule Bern
Wallgasse 4, Telephon 307 66

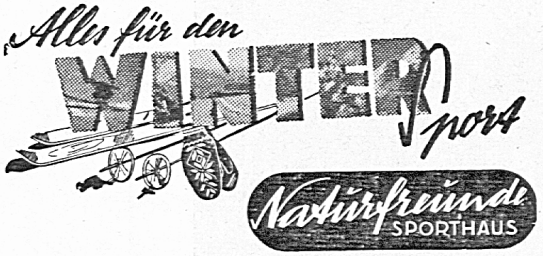
Alle Bücher
liefert Versandbuchhandlung
Ad. Fluri, Bern 22 34
Fach 83 Beundenfeld, T. 29083

242
Grösstes bernisches **Verleihinstitut für Trachten- und Theaterkostüme**
Gegründet 1906

Strahm-Hügli, Bern
Inhaberin: V. Strahm, Kramgasse 6, Telephon 2 83 43

Durch gute Inserate werden Sie bekannt

*



Bekannt für gut und preiswert

Bern, Neuengasse 21, Telephon 3 26 25
Neuer Winter-Prospekt gerne zu Diensten

90

Louis Rivier: Die Könige bewundern das Christuskind

WIEGENLIED

Vom Himmel hoch, o Engel kommt!
Kommt, singt und klingt, kommt pfeift und trombt.
Von Jesus singt und Maria!

Singt Fried den Menschen weit und breit,
Gott Preis und Ehr in Ewigkeit!
Von Jesus singt und Maria!

Altes geistliches Lied

HEILIGE NACHT

Urewige Dinge werden neu in dieser Nacht,
Nun, da der Himmel blinkt in Sternenkränzen,
Und auf der dunklen Erde alle Fenster glänzen:
Urewige Liebe steigt herauf aus dieser Nacht.

Im Wirrsal dieser Zeiten tot, scheint sie verloren,
Und lebt doch fort, wird täglich neu geboren.
Im tiefsten Dunkel ist ein Stern erwacht.
Urewige Dinge haben ewige Macht.

Sie sind uns einst ins Innerste gefallen,
Gott schrieb sie ein, schon mit dem ersten Lallen,
Schon bei der Mutter Wiegensang:
Sie haben Heimat jetzt in uns, ein Leben lang.

Urewige Dinge werden neu in dieser Nacht:
Der Hirten fromme Einfalt und der Engel Singen,
Erinnerung spannt die goldnen Schwingen
Und Wunderbrunnen rauschen in der heiligen Nacht -
Urewige Dinge haben ewige Macht.

Frieda Schmid-Marti

Über Bildungsprobleme in den USA

Vortrag von Prof. Dr. *F. Baltzer*, Bern, gehalten an der Pestalozzifeier des Lehrervereins Bern-Stadt vom 28. Februar 1950.*)

«Als die Schweiz 1830 durch die Regeneration zu neuem Leben erweckt wurde», so lesen wir in Fellers Geschichte der Universität Bern, «sollte ein verjüngtes Schulwesen das Volk in den Vollbesitz seiner Fähigkeiten setzen. Ein hingebender Bildungsglaube erhoffte von guten Schulen Wohlstand, Gesittung, politische Klugheit und allgemeine Glückseligkeit.» So vieles auch anders ist in den Staaten als in der Schweiz, dies war ähnlich, als sich die 13 alten Oststaaten von England frei erklärt und, mit Feller zu reden, die «landesväterliche Leitung» abgeschüttelt hatten. So finden wir denn auch ähnliche Worte schon 1800 in der Eröffnungsrede, mit der Jefferson als zweiter Präsident nach Washington die Leitung des jungen Bundesstaates übernahm. Er war Sohn eines Ansiedlers im damaligen Westen, Liberaler, Föderalist. «Obschon ich nicht glaube», sagt er, «wie manche Enthusiasten, dass der Mensch sich nach der Vollkommenheit hin entwickelt, so halte ich ihn doch grosser Verbesserungen fähig und glaube, dass die Verbreitung von Wissen im Volk das Instrument des Fortschritts sein muss». (Aus: A. Maurois, 1945, Etudes américaines.)

Das Schulwesen war dabei von Anfang an unter die Hoheit der einzelnen Gliedstaaten gestellt, so wie es bei uns kantonal ist. Aber trotzdem hat gerade die Volksschule dem *Gesamt*staat ganz ausserordentliche Dienste geleistet. Sie vermittelt zunächst, wie bei uns, Lesen und Schreiben; das bedeutet in den Staaten die einheitliche Landessprache, das Englisch. Und wie viel dies bedeutet, ermisst man erst, wenn man vier Tage von Osten nach Westen reist und überall die gleiche Sprache findet und sprechen kann. Zu dieser Grundlage kommt natürlich Rechnen, dann aber auch Geographie, Geschichte, Bürgerkunde. Sie gibt eine allgemein-amerikanische politische Belehrung und Erziehung. Doch der Lernstoff bedeutet nicht so viel wie bei uns. Die Kinder werden nicht allzusehr angestrengt. Die Schule ist vor allem soziales Instrument und in dieser Beziehung ist die Gemeinde für «ihre Schule» sehr interessiert. Diese hat die Aufgabe, brauchbare amerikanische Bürger zu erziehen, welcher Volksherkunft sie auch seien.

Wie gross diese geschichtliche Aufgabe war und ist, mögen einige Zahlen andeuten. 1815 hatten die Staaten 7,3 Millionen Einwohner, 1860 waren es 31, heute sind es 131 Millionen. Unter dieser Bevölkerung sind immer erhebliche Teile Neueingewanderte gewesen. Die Amerikanisierung, die Einschmelzung dieser Ströme fremden Blutes, fremder Traditionen war seit der Gründung der Staaten eine der grossen Aufgaben der Schule. Und diese Aufgabe hat sich wiederholt und erweitert, je weiter die Staaten sich nach Westen vorschoben und zum kontinentalen Großstaat heranwuchsen. Vor 100 Jahren, als in Bern der erste Bahnhof gebaut wurde, lag die Grenze der zusammenhängenden Besiedelung in den Staaten noch zwischen Mississippi und Missouri und erst ½ Jahrhundert später waren auch die leeren 2000 km besiedelt, die sie vom Küstenstreifen am stillen Ozean trennten.

Wir haben in den letzten 30 Jahren mehrfach erlebt, wie Erziehung und Schule in benachbarten Ländern in die Zwangsjacke der Diktatur gesteckt wurden. Es ist bewunderungswürdig, wie die amerikanischen Schulen trotz der stürmischen staatlichen Entwicklung freizügig geblieben sind und sich doch einheitlich über den Kontinent ausbreiteten. Die nach Westen vordringenden Ansiedler nahmen *ihr* Schulwesen nach ihren neuen Wohnstätten mit. Dann bildete es dort gegenüber den Neueingewanderten eine schon vorhandene starke Gedankenwelt. Sie hat auch heute und auch gegenüber intellektuellen Einwanderern eine grosse Durchschlagskraft. So ist denn auch für die Kinder neueingewanderter Eltern zunächst die Schule mit den Kameraden «ihr Amerika» und nicht die Eltern sind es; eine an Konflikten reiche Situation.

Ich sagte schon, dass die Gemeinde für «ihre» Schule sehr interessiert sei. Für dieses im wirklichen Sinn persönliche Interesse und zugleich für die Organisationsgabe der Amerikaner zeugt die PTA, die «Parent-Teachers-Association», der über das ganze Land hin viele Millionen Eltern und Lehrer angehören. Der Zweck ist eine engere Zusammenarbeit von Schule und Familie mit regelmässigen monatlichen Zusammenkünften, an denen die Eltern Gelegenheit haben, die Lehrer kennenzulernen und mit ihnen die Probleme der Kinder zu diskutieren. Es ist eine wohltuend empfundene Gelegenheit. «Wir haben», sagte mir einer meiner Freunde, «in oft recht bewegten Diskussionen durch einzelne Lehrer unserer Kinder viel gelernt, da sie im allgemeinen mehr Verständnis für die amerikanische Jugend hatten als wir.»

Trotz der grossen Leistung der Volksschule ist der Lehrerstand, mindestens an vielen Orten, schlecht bezahlt. Das Gehalt liegt oft unter dem Lebensminimum einer Familie. Die Stellen in Handel, Industrie und Regierung sind einträglicher und ziehen die tüchtigeren Kräfte ab.

Ein kleines Holzgebäude mit Türmchen, einer einfachen Kapelle ähnlich, irgendwo nahe der Strasse, isoliert in sich selbst, ist ein häufiges Bild für das Schulhaus auf dem flachen Lande im Mittelwesten, wo wir waren. Die Schule hat in diesem Fall nur einen Lehrer. Die verschiedenen Jahrgänge, eine Schülerzahl von 3 bis 45 (durchschnittlich 11, Jowa) sind in einem Raum untergebracht.

In den letzten Jahren sind diese primitiven Schulhäuser an vielen Orten durch moderne Central-Schools ersetzt worden, denen bessere Gebäude mit elektischem Licht, moderner Ausrüstung und «inside toilets» zur Verfügung stehen. Sie vereinigen die Kinder aus einem grösseren Umkreis vom Kindergartenalter bis zum 8. Schuljahr. Der Unterricht gewinnt durch Aufgabe der Isolation täglichen und mannigfaltigeren Kontakt. Die Kinder werden dann mit Autos aus einem grösseren Umkreis der Schule zugeführt. Der Staat übernimmt für die Landgemeinden einen Teil der Transportkosten.

Auch Leihbibliotheken sind motorisiert, desgleichen naturwissenschaftliche Unterrichtssammlungen, wie sie

*) Der Verfasser war während 9 Monaten lecturing Professor an der Universität des Staates Jowa in Jowa City und vertrat dort Prof. E. Witschi während dessen Aufenthalts in Europa in Embryologie und experimenteller Zoologie. E. Witschi war seinerzeit Absolvent des bernischen Staatsseminars. (70. Promotion.)

z. B. vom grossen naturkundlichen Museum in Chicago ausgesandt werden. Dieses hat dabei die weise und lebensnahe Praxis, in diesen Sammlungen nicht alles mögliche sensationelle Material zu zeigen, an dem der grosse Kontinent so reich ist, sondern das, was zu der betreffenden Landesgegend gehört.

*

Die Primarschule reicht vom 6. bis zum 14. oder 15. Lebensjahr. Es verlassen aber heute 50% aller Schüler die Volksschule mit 12 Jahren und gehen an die High School über, ähnlich wie bei uns ein Teil der Primarschüler in die Sekundarschule oder das Progymnasium übertreten.

Die High School ist eine Fortbildungsschule für verschiedene Berufsgruppen mit entsprechend verschiedenen Lehrplänen in der gleichen Schule:

Ein akademischer Lehrplan bereitet fürs College, die untere Stufe der Universität, vor. Ein Handelslehrplan mit Buchhaltung, Stenographie usw. dient zukünftigen Geschäftsleuten und Sekretärinnen. Ein dritter, mit «general arts», enthält viele praktische Fächer, Haushaltungskurse für die Mädchen, handwerkliche und neuerdings auch landwirtschaftliche Kurse für zukünftige Mechaniker und Farmer.

Der Grundstock des Unterrichts ist gemeinsam. Je nach der Studienrichtung werden ¼ der Unterrichtsstunden durch Wahlfächer besetzt. Dementsprechend ist die Mannigfaltigkeit des Unterrichtsplans erstaunlich gross. Er umfasst in einem Einzelfall einer grossstädtischen High School: die verschiedenen Zweige der Mathematik und Naturwissenschaften; sechs Sprachen von Englisch bis zu Griechisch und Spanisch; Geschichte, Geographie und Bürgerkunde; Journalistik und öffentliches Sprechen; sechs verschiedene Fächer der Handelslehre; endlich auch Militärwesen und Athletik.

Auf Grund der Wahlfächer können die Anlagen und Neigungen der Kinder weitgehend berücksichtigt werden. Da es sich um eine Einheitsschule handelt, ist auch der Übertritt von einer Studienrichtung in eine andere leichter als bei uns, wo Sekundarschule und Gymnasium getrennt sind. Es wird vom Schüler und seinen Eltern weniger früh die grundsätzliche Entscheidung über die Berufsrichtung gefordert. Dies ist zweifellos ein Vorteil.

Die weitgehende Berücksichtigung individueller Wünsche und die Mannigfaltigkeit des Unterrichts haben freilich auch schwerwiegende Nachteile, über die speziell von den Hochschulen allgemein geklagt wird. Die Absolventen der High Schools kommen ohne Gymnasium direkt an die Universität, in deren unterste Collegeklasse. Sie bringen infolge des verschiedenen Niveaus der einzelnen Sekundarschulen und der freien Fächerwahl eine sehr ungleiche und oft ungenügende Vorbildung und vor allem oft eine ungenügende Erziehung zu konsequenter geistiger Arbeit mit.

In dem Sonderheft der Schweizerischen Lehrerzeitung vom Mai 1950 wird die Frage der Einheitsschule von amerikanischen Pädagogen selbst in interessanter Weise kommentiert. « Wir hatten früher auch Volksschule, Mittelschule und Gymnasium nebeneinander, aber wir sind davon abgekommen. Die Trennung erschien uns als unzweckmässig und undemokratisch. Man erlebte es zu oft, dass ein Kind nicht in die richtige Schule kam und später war es zu schwierig, in einen andern Studiengang überzutreten. Nach unserer Ansicht sollte jedem Kind jede Chance solange als möglich offen bleiben. Es soll keine Schularistokraten geben. Wer die Absicht hat, später zu studieren, kann in der gewohnten Schule einige Spezialfächer wählen» (l. c. S. 392). Er hat dann dafür zu sorgen, dass er die Aufnahmebedingungen des College erfüllt. Hiefür werden verlangt: 4–5 Jahre Studium der Muttersprache mit je 4–5 Wochenstunden, 2 Jahre *eine* Fremdsprache, 2½ Jahre Mathematik, je 1 Jahr Unterricht in zwei naturwissenschaftlichen Fächern, 2 Jahre Soziallehre (Geschichte, Geographie), dazu Freifächer. Dies ist für einen Studierenden absolut genommen wenig; es ist auch wenig, verglichen mit unserer Maturität.

Man kann jedoch weder die High School noch das College mit unserem Gymnasium vergleichen. Erstere liegt tiefer, das College höher. Der Eintritt ins College fällt ins 17. Altersjahr, also früher als bei uns der Übergang an die Universität nach der Maturität. Dagegen fällt der Collegeabschluss mit dem Grad des Bachelor erst ins 21. Jahr. Er bedeutet höhere *allgemeine* Bildung und gibt dem zukünftigen Geschäftsmann oder anderen Berufsleuten, die nicht zu höheren Fachstudien weitergehen, die Gelegenheit, eine solche Bildung zu erwerben. Wenn natürlich auch nicht alle Studierenden von dieser Gelegenheit den richtigen Gebrauch machen, so ist sie doch eben in grossem Umfang gegeben. Die Fachschulen (Graduate Schools) für Medizin, Recht, Geistes- und Naturwissenschaften, Theologie usw., die unserer Universität entsprechen, schliessen erst an das College an.

« Es war für uns Schweizer», berichtete mir einer meiner Freunde, « instruktiv zu sehen, welche grosse Auswahl von Kursen den Collegestudenten in allen Gebieten dargeboten wird. Daneben erscheint das Vorlesungsverzeichnis einer europäischen Universität mager. Allerdings bringt das College dem Akademiker, verglichen mit der Schweiz, eine Verlängerung der allgemeinen Bildungszeit um zwei Jahre. Wenn der Berner Mediziner in der Anatomie sitzt, nimmt der amerikanische Vormediziner neben naturwissenschaftlichen Fächern noch Kurse in Literatur, Kunst, Geschichte oder Politik. Das ganze Studium wird dadurch länger und teurer, aber auch weiter.»

Wie an der High School der Schüler, so hat auch der Collegian am College eine ziemlich grosse Freiheit in der Fächerwahl, die an unserem Gymnasium fehlt und auch freier ist als die meisten Studienpläne unserer Universitäten. Die freiere Wahl bedingt Lücken. « Ihr sagt», bemerken die amerikanischen Pädagogen in dem erwähnten Amerikaheft der Lehrerzeitung, « unsere Schüler hätten Lücken im Wissen. Das wissen wir auch, aber wir nehmen es nicht tragisch» (l. c. S. 393).

Das Bild wäre durchaus unvollständig, wenn man nicht hinzufügen würde, dass neben dem Lernen wiederum die Erziehung zur *Gemeinschaft* einen ausschlaggebenden Gesichtspunkt bildet. Er wird auch dadurch stark unterstützt, dass die Colleges Internate sind. Sie bieten die Kameradschaft des Zusammenlebens und -arbeitens, nebenher auch recht viel Zerstreuung durch Geselligkeit, durch Sport, durch Auswahl von Schönheitsköniginnen, durch fraternities und sororities.

Auch in einer andern Richtung ist das Bild zu erweitern. Viele Mittelschulen, selbständige Colleges und Universitäten verdanken ihre Entstehung und ihren Bestand der privaten Initiative und privatem Kapital, so Harvard, Princeton, Johns Hopkins, Chicago und zahlreiche andere. Diese privaten Hochschulen haben für die später entstehenden Staatsuniversitäten als Muster und Schrittmacher gedient. Wenn man auch hinzufügen muss, dass im goldenen Zeitalter der industriellen Entwicklung der USA unermessliche Reichtümer zusammenkamen, so ist doch diese Verwendung des Reichtums von grösster Tragweite für die kulturelle Entwicklung des ganzen Landes gewesen und ist es noch.

Natürlich hat mich der Vergleich zwischen Aufgabe und Leistung unseres Gymnasiums mit den Leistungen von High School und College sehr interessiert. Meine Erfahrungen sprechen eher zugunsten des Gymnasiums, weniger wegen des aufgenommenen Wissens als wegen der Erziehung zur geistigen Arbeit, die der amerikanischen High School und auch manchem College schwerer gelingt. «Wir verbrauchen die ersten zwei College-Jahre, um die Studenten zu selbständiger Arbeit zu bringen», klagte ein amerikanischer Kollege.

In welchem Grade sich der amerikanische Collegestudent *wirklich* eine weitere Bildung aneignet als der Abiturient bei uns, ist sehr schwer zu beurteilen, weil die Verhältnisse an sich so verschieden sind. Dass er sich so wenig mit Fremdsprachen beschäftigen muss, bedeutet schon eine schwerwiegende Begrenzung. Sie ist natürlicherweise durch die Situation selbst gegeben, da der ganze Kontinent nur eine Umgangssprache hat. Wenn die amerikanischen Pädagogen sagen: « Eure Schulen haben zuviele Fenster an der Rückseite, nach der Vergangenheit hin, und zu wenige nach der Seite und nach vorne» (Schweiz. Lehrerzeitung, S. 393), so ist dies von der neuen Welt leichter als von Europa aus gesagt, wo jede Kultur in viel höherem Mass in der Vergangenheit und Vielgestaltigkeit wurzelt, wurzelt im eigentlichen Sinn des Wortes.

Sehr viele Colleges sind stark überfüllt und haben Klassen bis zu 40–50 Schülern. Es versuchen etwa 25% der High School-Absolventen in die Colleges zu kommen, sei es, um eine bessere Bildung zu erwerben, und dann erst dem Broterwerb nachzugehen oder um nachher zu den höheren Universitätsstudien überzugehen, oder weil es zum guten Ton gehört. Aber nur die Hälfte dieser Absolventen kann aufgenommen werden. Die Situation ist zur Zeit noch verschärft durch die Veterans, die ehemaligen Kriegsteilnehmer, denen der Staat die Studien bezahlt. Sie sind ältere Leute, die meistens wissen, wofür sie studieren und die mich manchmal an unsere Primarlehrer an der Lehramtschule erinnerten. Ihre Zahl ist gross und gibt auch ein deutliches Bild, einen wie grossen Anteil die USA am letzten Kriege hatten.

Angesichts der Überfüllung stellt sich die Frage: Soll man ihr durch die Gründung neuer Colleges und Erweiterung der bestehenden Universitäten abhelfen oder den Zudrang durch verschärfte Aufnahmebedingungen drosseln – eine Frage, die ja auch bei uns für das Gymnasium und für verschiedene « studierte» Berufe aktuell ist. Die Antwort ist amerikanisch. Ich zitiere Fine, einen führenden Schulmann aus seinem Buch: Admission to American Colleges. «Wenn die Colleges,» sagt Fine, « jetzt 50% der Bewerber nicht aufnehmen können, so müssen wir eben die Zahl der Colleges verdoppeln. Und wenn dieser Betrieb bisher jährlich ½ Milliarde Dollar kostete, so müssen wir für diese Erweiterung über das ganze Land eine weitere Milliarde aufwenden und diese Mehrkosten werden vorzüglich angelegtes Kapital sein. Diejenigen, die Vertrauen in die amerikanische Denkart und Wesensart haben, müssen sehen, dass eine breite Auffassung in amerikanischer Linie liegt. Die höheren Schulen sind nicht nur für eine Elite von Wenigen, sondern für eine breitere Bevölkerung da.» In der Tat sind die Baubudgets für Erweiterungen und Neubauten überall ungemein gross; für Jowa City belief sich das Gesamtbudget der Universität im Jahr 1949 auf rund 20 000 000 Dollar. Es wird also auch heute durchaus den schon zitierten Worten Jeffersons nachgelebt, der schon im Jahre 1800 mit prophetischem Blick die Staaten als kontinentalen Großstaat voraussah. Und diese Breite ist möglich, weil das Land so gross und so reich ist, weil es trotz der grossen Städte immer noch sehr viel mehr Menschen Existenz bieten kann als jetzt in ihm leben. Es ist ein für die Zukunft seiner jungen Generationen glückliches Land – die Staaten sind 4 mal weniger dicht bevölkert als die Schweiz.

« To give him a chance», jedem die Möglichkeit zu geben, seine Fähigkeiten unter Beweis zu stellen, ist nicht nur ein Schlagwort, sondern tätige Einstellung. Der Amerikaner ist wie sein Land von Natur grosszügig; er ist elastisch, antibürokratisch und individualistisch wie es seine Besiedelungsgeschichte war. Er beurteilt das Wesen der Menschen optimistisch und zunächst ohne Misstrauen. Er ist gegenüber seinem lieben Nächsten wohlwollend und sieht seine guten Seiten. So ist er auch weitherzig gegenüber der jüngeren Generation, die ihren Weg noch vor sich hat, und die er möglichst wenig vorgreifend ihren Weg gehen lassen will.

Er hat eine ähnliche Einstellung schon den Kindern gegenüber, ist in ihrer Erziehung geduldig, bewusst weniger kritisch als wir. Man vermeidet in der Familie wie in der Schule Konflikte. Der junge boy soll vor allem kein sissy, kein Waschlappen werden. Und die Kinder entwickeln sich wirklich freier als bei uns. Wir mussten immer wieder zugeben, dass aus diesen in Freiheit wenig dressierten Kindern, auch wenn sie in den Flegeljahren die Gärten der Nachbarn verwüstet hatten, doch gut erzogene Menschen mit grosser sozialer Hilfsbereitschaft und Zuverlässigkeit hervorgehen.

«To give him a chance» heisst aber im Falle des Studiums, dass dem jungen Amerikaner oder der Amerikanerin der Weg zur Universität und zu den höheren Berufen möglichst wenig versperrt werden soll, auch wenn man zugibt, dass durch diese Liberalität die Aufgabe der Lehrer erschwert, das Niveau gefährdet und die Bildungsmöglichkeit für die besseren Schüler vermindert wird. Sie führt insbesondere an den Staatsuniversitäten zu gewaltigen Studentenzahlen. Die Ziffer von 13 000 Studierenden der Universität in Jowa City ist noch relativ niedrig. Die meisten Staatsuniversitäten haben 15 000–30 000 Studierende. Dies sind ausserordentlich hohe Ziffern, auch wenn man bei einem Vergleich mit unseren Universitäten zu unseren Besucherzahlen diejenigen der zwei obersten Gymnasialjahre hinzuzählen muss.

In Wirklichkeit bestehen nun allerdings das «demokratisch weitherzige» und das «selektionistische» Prinzip nebeneinander. Vor allem die privaten Hochschulen hohen Ranges wählen die Studierenden bei der Aufnahme in ihre Colleges und Graduate Schools scharf und sorgfältig aus einer grossen Zahl von Bewerbern aus. Sie erreichen damit, dass die Klassen kleiner bleiben, das Niveau der Schüler höher ist und der Unterricht mehr leisten kann. Die Auswahl ist in diesen Fällen eingehender als diejenige unserer Maturität oder bei den Medizinern unseres Physikums. Sie stützt sich auf die Zeugnisse der High School, die Berichte von deren Rektoren, auf eigene Aufnahmeprüfungen, auf persönliche Unterredungen, manchmal auch auf psychologische Tests. Zudem gilt das erste Collegejahr als Probejahr.

Eine solche Selektion begünstigt Bewerber, die von Haus aus die finanziellen Mittel für eine gute Vorbildung aufbringen können. Doch wird dieser Nachteil in erheblichem Grade durch zahlreiche Stipendien (scholarships) kompensiert, die an notorisch intelligente, aber unbemittelte Bewerber vergeben werden und ihnen freies Studium gewähren. Diese Hilfe ist um so wichtiger als die Colleges als Internate ziemlich kostspielige Schulen sind. Ganz allgemein haben die Staaten ein beneidenswert umfangreiches Stipendienwesen und ein ausgearbeitetes System, um mit ihm wirklich die Begabten zu erreichen.

*

Es wird, ganz abgesehen von der Überfüllung der Colleges und vieler Universitäten, gegenwärtig erfrischend scharf über das Erziehungssystem im höheren Unterricht diskutiert. Die starre Schulmethodik früherer Jahrzehnte, die einstens wohl auch von der puritanischen Lebensauffassung geprägt worden war, wurde seinerzeit von der « Progressive School» abgelöst, für die John Dewey mit seinem Buch «Democracy and education» ein Vorkämpfer wurde, einem Buch, das seit 1916 in über 30 Auflagen erschien, weiteste Verbreitung und entsprechenden Einfluss gewann. Dewey versucht die Ideen einer demokratischen Gesellschaft auf die Probleme der Erziehung anzuwenden und sie zugleich mit den experimentellen Methoden der Naturwissenschaften zu verbinden, zu denen hier auch die Psychologie zu rechnen ist.

Die «Progressive School» stellt unter der Devise der Demokratie und der Freiheit des Individuums den Zögling mit seinen individuellen Neigungen in den Mittelpunkt. Derjenige Lehrer genüge nicht und habe zu wenig Phantasie, der den Weg zu den besonderen Interessen seiner Zöglinge nicht findet. Es ist aber nicht leicht zu sehen, was Dewey unter Demokratie versteht, die als Schlagwort so oft wiederkehrt. Ich möchte statt dessen lieber die wohlerwogene Umschreibung wiedergeben, die Lilienthal [1]) kürzlich formuliert hat. Sie mag hier einen kleinen Exkurs entschuldigen, denn Lilienthal ist der kürzlich zurückgetretene Präsident der amerikanischen Atomenergiekommission und war als solcher mit einem der schwersten Probleme der heutigen Menschheit und der von ihr entwickelten Technik vertraut. Neben der grundlegenden Voraussetzung der Freiheit und Würde des Individuums fordert er die tätige Einordnung des Einzelnen in die menschliche Gemeinschaft. Jede gebildete und sich eignende Person – Mann und Frau – müsse entschlossen sein, «einen Teil ihres Lebens den öffentlichen Angelegenheiten zu widmen, sei es in bundesstaatlichen oder einzelstaatlichen oder städtischen Körperschaften». Dass er alle drei nennt, entspricht seinem förderalistischen Credo: «Viele Amerikaner», sagt er, « scheinen heute zu glauben, dass nur eine immer zunehmende Zentralisation die Probleme der technisierten menschlichen Gesellschaft lösen könne. Nichts ist unrichtiger. Wirksame Organisation kann mit einem Minimum von zentraler Kontrolle durchgeführt werden. » – Es mag kein Zufall sein, dass gerade ein Amerikaner für die Aufteilung der geballten Machtfülle plädiert, obgleich er selber seiner Stellung nach ein diktatorischer Industriekapitän sein könnte.

Im letzten Jahrzehnt schwingt, soviel ich sehe, das Pendel von der Progressive School wieder nach der Gegenseite hinüber. Die Vertreter der neuen Richtung, der « liberal education», werfen der fortschrittlichen Schule eine zu starke Nachgiebigkeit gegenüber den individuellen Wünschen des Schülers vor; so Hutchins [2]), der Präsident der Universität von Chicago, van Doren und andere.

« Unsere Konfusion über Demokratie, » sagt Hutchins, « beraubt das College seines tieferen Bildungsgehaltes und lässt uns die eigentlichen Ziele der Universität (einschliesslich der Collegejahre) vernachlässigen, welche sind: Forschung und Erziehung zu selbständiger geistiger Arbeit. Wir sind an den *allgemeinen* Zügen der menschlichen Natur interessiert, nicht an den zufälligen Eigenschaften des einzelnen Individuums. Deshalb muss die allgemeine Erziehung eine Schulung an den dauernden Werten der Menschheit sein. Wie können wir einen Menschen gebildet nennen, der niemals eines der grossen Bücher der westlichen Welt gelesen hat, mögen sie nun dem Altertum angehören, wie Platon oder Aristoteles, oder dem Mittelalter oder der Neuzeit. » Es wird dabei bewusst auf die Aneignung der alten Sprachen selbst verzichtet. Die Collegejahre sollen unter anderem dazu dienen, Klassiker aller Jahrhunderte in Übersetzungen zu lesen, in kleineren Studiengruppen wirklich zu studieren, zu diskutieren und damit « das wieder zu gewinnen, was wir verloren haben: das, was in früherer Zeit gedacht und getan wurde. »

Dies ist eine bewusste Abkehr von Aktualismus. Und wenn ein solcher Versuch der Wiedergewinnung der humanistischen Bildung wohl Jakob Burckhardt nicht gefallen würde, der als europäischer Humanist die Kenntnis der alten Sprachen als notwendig empfand – als amerikanischer Weg zurück zum Humanismus muten die Vorschläge Hutchins' sehr positiv an, man möchte sagen unamerikanisch, wenn sie eben gerade nicht amerikanisch wären. Sie werden vom Autor sehr wirkungsvoll verfochten, von anderen Seiten allerdings stark kritisiert. Wie weit sie Wirklichkeit werden, ist eine Frage der Zukunft. Hutchins ist Geisteswissenschaftler. Die von ihm angestrebte Reform führt leicht zum exklusiven Bücherstudium, bei den Naturwissenschaften zur

[1]) D. E. Lilienthal. This J do believe. Harper. New York 1948. Vergl. Scientific Monthly LXX No. 2.

[2]) R. M. Hutchins. 1940. The higher learning in America. Yale Univ. Press, New Haven. M. van Doren. Liberal education 1943. Holt & Co., New York.

Benachteiligung der direkten Beobachtung. Aber seine Gedanken fallen mindestens zum Teil auch in diesem Bereich auf fruchtbaren Boden. Ein Beispiel war mir der zoologische Anfängerunterricht eines meiner Kollegen auf der Collegestufe, in dem parallel zur direkten sachlichen Schulung durch Vorlesung und Kurs auch historische Lektüre der Klassiker der Naturwissenschafter getrieben wird, des Aristoteles, des Harwey, Darwins usw.

*

In einem vielgelesenen Buch kommentiert G. Gorer [1]), ein Engländer, der seit neun Jahren in den Staaten als Anthropologe und Psychologe an massgebender Stelle tätig ist, den amerikanischen Nationalcharakter. Die Charakteristik ist durchaus aktuell und auch für Erziehungsprobleme wichtig. Die Amerikaner haben, sagt der Autor, einen tiefen Widerwillen gegen jede autoritäre Macht und gegen alle, die nach ihr trachten. Man könne nicht genügend wachsam sein gegenüber denjenigen, die die notwendigen autoritären Ämter im Staate inne haben. « Sie könnten über Nacht zu Feinden und Usurpatoren werden. » Und weiter die Folgerung: Die gepriesene Gleichheit der Amerikaner war und ist abhängig von der Schwäche ihrer Regierung.

Dieser Stelle möchte ich zwei persönliche Erfahrungen hinzufügen. « Vielleicht kann man wirklich, » sagte mir ein vor langer Zeit aus Europa eingewanderter Freund, « als den wertvollsten Beitrag Amerikas zur westlichen Kultur dies betrachten: Die Kunst, sich zu regieren, ohne eine Beamtenkaste und ohne politische Macht anzubeten, die Kunst, sich gegenseitig zu respektieren und menschlich anzuerkennen, sozusagen a priori und ohne Misstrauen. » Wir haben diese menschliche Respektierung sehr stark empfunden auf den verschiedensten Ebenen und jedesmal in beiden Richtungen: Zwischen Putzfrau und Hausfrau, Handwerker und Hausherr, Student und Professor, Steuerbehörde und Steuerzahler.

Auch bei Anlass der Präsidentenwahl im Herbst 1948 kam das Gespräch auf die heute so aktuelle Frage des Missbrauchs politischer Macht. Auf die Bemerkung, der Präsident der USA habe eine geradezu diktatorische Macht, die viel grösser sei als diejenige des Schweizerischen Bundespräsidenten, erwiderte mir einer der Kollegen: Ja, er hat sie, aber nach vier Jahren können wir ihn los werden. « After four years we can kick him out. »

Wie jedermann heute weiss, wird das Antlitz und das menschliche Dasein der gegenwärtigen Welt in zunehmendem Masse von der Maschine geprägt. Dies gilt für die Staaten in besonders hohem Grad, und wenn wir dieser Entwicklung nicht entrinnen können, so stellt sich doch die entscheidende Frage, wie sie sich auf menschlich-geistigem Gebiet kompensieren lässt. Gorer erörtert in seinem Buch die Folgen dieser Entwicklung für die Probleme der Erziehung – « man a machine? » Die Massenproduktion der Industrie, die uns die Armut überwinden helfe, hängt nach Gorers Meinung von drei Dingen ab:

Von der Erfindung des laufenden Bandes, von der Zerlegung der industriellen Arbeitsgänge in einzelne Phasen, und von der Voraussetzung für beides, nämlich von der Analyse des menschlichen Verhaltens, der menschlichen Bewegungen, die nötig sind, jede Stufe des Arbeitsprozesses in die nächste überzuführen.

Anthropologisch ist nach dem Verfasser dabei wesentlich, dass diese Entwicklung zu einer Atomisierung der menschlichen Tätigkeit und allgemein zu einer Auflösung der menschlichen Persönlichkeit führe. « Wenn dieser Vorgang in der Technik durch grosse Erfolge belohnt wurde, so gilt nicht gleiches für die Atomisierung des Wissens, eine Atomisierung, die auch das amerikanische Erziehungssystem durchdrungen hat. » Sie reicht nach Gorer von den Intelligenzprüfungen im Vorschulalter bis hinauf in die obersten Studiensemester der Universität. Immer würden die Kandidaten vor allem nach der Kenntnis unverbundener Tatsachen gewertet.

Oder, um ins einzelne zu gehen: « Der Student nimmt an einer Anzahl von Kursen teil. Bei erfolgreicher Beendigung jedes Kurses erhält er eine Zensur; bei einer genügenden Anzahl Zensuren wird er graduiert und erhält sein Diplom. Die Examina, in denen er das Wissen der verschiedenen Gebiete seines Faches verbinden müsste, sind heutzutage fast sämtlich durch ‚objective tests' ersetzt worden. Diese bestehen aus einer grossen Zahl von Einzelfragen » (P. A. Philbrick, Die naturwissenschaftliche Ausbildung in den Vereinigten Staaten. Endeavour, Bd. VIII. Nr. 3, 1949).

Es ist in der Tat richtig, dass der Unterricht auf allen höheren Unterrichtsstufen stark parzelliert ist. Die allgemeinen einführenden Vorlesungen, die bei uns im Zentrum des Anfängerunterrichts stehen, und den Hauptvertretern des Faches obliegen, sind an den amerikanischen Hochschulen immer auf verschiedene Schultern verteilt. Infolgedessen ist eine Einheit schwerer zu erreichen; andererseits werden die Kräfte des Dozenten geschont und für andere Aufgaben freigehalten, für die Forschung und für Synthese auf höherer Ebene.

Man sucht die Nachteile der Parzellierung zu kompensieren. Dies gilt einerseits für die Erziehung der Studenten. Diese haben in den zwei oberen Collegejahren (19. und 20. Altersjahr) eine weitgehend freie Wahl ihrer Arbeitsgebiete. Sie werden dazu angehalten, *selbst* diese Gebiete zu einer Einheit zusammenzufassen. « Now tie all your special knowledge together, relate your field to allied fields », sind die Stichworte in einer methodischen Einführung für das Studium in den zwei oberen Collegejahren an einer berühmten alten Universität im Osten.

Auf der andern Seite sind die Dozenten selbst Träger der Synthese, eine Aufgabe, die wir hier im Sinn eines Studium Generale auch hätten, wofür aber Zeit und Kraft nur in seltenen Fällen ausreichen, wofür auch eine Organisation fehlt. Jene Dozenten bearbeiten in gemeinschaftlichen Seminarien allgemeinere, auf verschiedene Wissenschaften übergreifende Themata. Dabei wird die Teilnehmerzahl in solchen Seminargruppen niedrig gehalten, nur die begabten Studierenden werden aufgenommen. Die Selektion auf Grund der Leistungen und Intelligenz vollzieht sich von selbst.

Der eine Feind dieses Strebens nach Zusammenfassung sind zweifellos die Prüfungen durch die schon genannten objective tests, mit Einzelfragen, die durch ja oder nein beantwortet werden müssen. Sie können an und für

[1]) G. Gorer. The american people. Norton Cp. New York. 1948.

sich sehr gut formuliert sein, verlangen aber in der Prüfung vom Studierenden keine eigentliche Auseinandersetzung. Damit leiten sie ihn auch nicht zu einer solchen hin.

Der zweite Feind ist die grosse Häufigkeit der Prüfungen, die an vielen Orten alle Monate fällig sind und dem Studenten damit ein Stück Freiheit in seiner Arbeit rauben. Er hat erfahrungsgemäss vor allem den nächsten test vor Augen.

Es wäre für mich das Nächstliegende, einige Beispiele aus der Biologie zu wählen, doch brauchte dies einen längeren fachlichen Kommentar. So greife ich zu Beispielen und Gegenbeispielen aus dem Geschichtsunterricht, wobei zugleich herauskommen mag, welch grosse Bedeutung in den USA der europäischen Geschichte beigemessen wird. Ich gebe zuerst «schlechte Beispiele»:

Aus einem gedruckten Fragenheft für Abschlussprüfungen von *High Schools* von 1943 seien zwei Fragen über «europäische Allianzen im letzten Jahrhundert» wiedergegeben:

1. Welches war 1882 neben Deutschland und Österreich der dritte Partner des Dreibundes? Italien, die Türkei, Russland oder Frankreich?» Der richtige Partner muss auf dem Examenzettel mit einem Strich markiert werden; je nach dem ist dann die Antwort ein Punkt oder eine Niete.

2. Welcher Partner schloss mit Frankreich im Jahre 1904 die Entente cordiale ab? Italien, Russland, Deutschland oder England?

Eine solche technisierte Frage- und Bewertungsmethode leistet, wie schon erwähnt, dem Auswendiglernen Vorschub und vernachlässigt die eigene gedankliche Verarbeitung. Sie ist jedenfalls in erster Linie die Folge des Massenunterrichts. Denn durch sie wird das Korrigieren sehr einfach und kann sogar mit elektrischen Maschinen gemacht werden. So ist, wenn ein Kurs 300 und mehr Teilnehmer hat, ihre Anwendung zwangsläufig. Auch die Beurteilung des Kandidaten wird entsprechend einfach und sinkt, durchaus unamerikanisch, auf ein einfaches Rechenexempel herunter.

Aber wie in andern Dingen in den Staaten gibt es auch hier solchen Beispielen gegenüber ebensoviele Gegenbeispiele.

Ich entnehme das folgende einer Prüfung am Schluss eines Kurses über «Grundlagen internationaler Politik». Er wurde von ungefähr 100 Teilnehmern der ersten drei Collegejahre (18–20jährige Studierende) besucht, und zwar nicht nur von Fachstudenten der Geschichte oder Politik, sondern auch von Studierenden der verschiedensten Fächer, z. B. auch von späteren Medizinstudenten. Diese Prüfungsfragen verlangen eine Auseinandersetzung und nicht nur ein Ja oder Nein. Zugleich sind sie von grösster Aktualität.

1. «Heutzutage ist der wissenschaftliche Fortschritt eines Landes ein wichtiger Gradmesser für seine Macht. Analysiere die Probleme, welche sich aus der Steigerung des wissenschaftlichen Fortschritts in demokratischen und totalitären Gemeinschaften ergeben.»

2. «Man sagt: Die russischen Ströme seien die Hauptstrassen für die russische Geschichte gewesen. Welchen dauernden Einfluss hat von diesem Gesichtspunkt aus die Geographie Russlands gehabt: auf die Entwicklung seiner politischen Institutionen, seiner ökonomischen Leistung, seiner militärischen Verteidigung.»

Der gleiche Fragenzettel enthält als letzten Satz: «Ich erkläre ehrenwörtlich, dass ich während dieser Prüfung Unterstützung weder gegeben noch erhalten habe.»

Wenn man die Kollegen fragt, warum es so viele Examina (die crux der Prüfenden selbst) gebe, so antantworten sie mit der Gegenfrage: «Glauben Sie, dass die Studierenden ohne Prüfungen etwas tun würden?» Ich kann nur sagen: Ich glaube es, denn die amerikanischen Studenten sind nicht weniger arbeitsam als die unsrigen.

In der schon erwähnten Nummer der Schweizerischen Lehrerzeitung (Mai 1950) befindet sich ein interessanter Abschnitt über Freiheit und Zucht. «Ihr in Europa», sagen die amerikanischen Pädagogen, «habt eine merkwürdige Verteilung von Zucht und Freiheit gefunden. In euren Volks- und Mittelschulen gibt es nur starre Programme und Pflichten; kommen dann aber eure Schüler auf die Universität, so gibt es dort nur Freiheit. Niemand ist zu etwas verpflichtet und mancher verbummelt ganze Semester, bis er seinen Weg gefunden hat. Bei uns halten wir es für richtiger, keinen so grossen Unterschied zu machen; wir gewähren mehr Freiheiten in den Schulen und weniger an den Universitäten. Der Übergang wird dadurch viel leichter und es geht weniger Zeit verloren... Wir halten dafür, Freiheit und Zucht sollten jederzeit zusammengehören. Die Trennung der beiden Prinzipien nach Altersstufen erscheint uns als unzweckmässig und als gefährlich» (l. c. S. 394).

Sie mögen zum Teil recht haben. Allerdings halten sie das Studium an unseren Universitäten für freier als es ist. Leider ist im Lauf der letzten Jahrzehnte die berühmte Studienfreiheit an unseren Hochschulen, im Bestreben Kenntnisse «sicher zu stellen», durch Studienpläne und Prüfungen stark, ja allzustark beschnitten worden. Die Amerikaner übertreiben noch mehr. Ihre häufigen Examina schädigen den freien Entschluss zur Arbeit und die freie geistige Bewegung im Studium selbst.

*

Es lag im Thema, dass ich bisher mehr von allgemeinen Dingen sprach, die man ja auch unausgesetzt durchfühlt, man mag noch so sehr im täglichen Unterrichtsbetrieb der Universität eingespannt sein. Aber ich möchte nun doch noch in kurzen Worten die Universität Jowa City selbst schildern, die uns ans Herz wuchs, und wo wir während unserer neun Monate mit einer wirklich unbegrenzten Gastfreundschaft vom Kreis der Kollegen und ihrer Frauen aufgenommen wurden.

Die Universität ist vor 100 Jahren als Hochschule des gleichnamigen Staates gegründet worden, also gleich alt wie unsere Alma Mater Bernensis, wenn sie auch in viel höherem Grade auf jungfräulichem Boden entstanden ist. Sie ist ein Beispiel einer mittelgrossen amerikanischen staatlichen Hochschule. Der Ort hat nur 13 000 Einwohner; dazu kommen 13 000 Studierende, boys and girls. Wir haben wie nie sonst in einer Stadt der Jugend gelebt.

Der Staat Jowa selbst ist etwa 1½ mal so gross wie die Schweiz, hat aber nur 2,3 Millionen Einwohner.

Es ist der Staat des besten Maises. Sein Boden besteht aus wunderbar fruchtbarem, feinem Löss. Man ist mitten in einer flachwelligen, auch für Schweizer reizvollen Ebene, 300 km westlich von Chicago, im Mittelwesten, den viele Leute als das typischste Amerika bezeichnen, obschon es ein typisches Amerika in dieser ungemein grossen amerikanischen Mannigfaltigkeit eigentlich gar nicht gibt.

Jede amerikanische Universität hat ihren Campus, die eigentliche Universitätsstadt, wie wir sie in dieser Einheitlichkeit in der Schweiz nicht kennen. Wenn das Geschäftszentrum Jowa City's auch hässlich ist, so ist der Campus von um so schönerer Geschlossenheit mit alten Bäumen, grossen grünen Rasenflächen, zu beiden Seiten des ewig braunen Jowa Rivers, der in vielen Windungen dem Mississippi zufliesst, ausserhalb der Stadt oft umsäumt von Auenwäldern. Sein Wasser ist nahe dem Campus zu einem See aufgestaut, auf dem die Studierenden Ruder- und Vergnügungspaddelsport treiben können. Auf der einen Flußseite liegen die meisten Kollegiengebäude, Bibliotheken, Seminare, naturwissenschaftlichen Institute und Internate; auf der andern, ausser grossen Sportplätzen, das grosse Universitätsspital, das die meisten Kliniken in einem gewaltigen Bauwerk vereinigt.

Nahe am Jowafluss stehen Kunstschule und Theater, dieses ein schönes modernes Gebäude mit ausgezeichnetem Bühnenraum, wo die Theaterschule der Universität alle paar Wochen spielt, von leichten Stücken bis zu Shakespeare, spielt mit der Begeisterung jugendlicher Schauspieler.

Ebenfalls am Fluss, aber gegenüber auf der andern Seite, steht das grosse Studentenhaus, wo mit Selbstbedienung etwa 1000 Studierende täglich dreimal zu billigen Preisen gespiesen werden, und wo auch wir uns bald als Stammgäste einfanden. Im gleichen Haus befindet sich auch der Konzertsaal, der allerdings architektonisch dem Theatersaal stark nachsteht. Hier finden die Konzerte der Musikschule statt, die der Universität angegliedert ist. Rechnet man die grossen Bibliotheken hinzu, so mag aus dem Gesagten hervorgehen, dass Jowa City für einen grossen Teil des Staates ein Kulturzentrum bildet. – Es gibt auch Lücken. So gibt es trotz der 13 000 Studenten, deren Studium doch nicht nur nach Brot, sondern nach Bildung geht, keine einzige Buchhandlung, die ihre Aufgabe, Kulturvermittlerin zu sein, erfasst, geschweige denn erfüllt.

Durch diesen Campus bewegt sich, Bücher und Hefte tragend, das Volk der Studenten, Studentinnen und studierenden Paare in den mannigfaltigsten farbigen Kleidungen oder es lagert in den Pausen auf den Rasenplätzen unter den Bäumen. Der früher freie Rand des Campus ist jetzt von provisorischen Wohnhäusern, zum Teil Wellblechbaracken des letzten Krieges, besetzt. Verheiratete Studenten können in ihnen zu billiger Miete wohnen und dies betrifft viele, denn etwa ¼ der Studierenden sind verheiratet. Sehr oft studieren «sie und er» und Kinder spielen zwischen den Wohnbaracken.

Viele, ja die meisten älteren Studierenden, haben kleine Stipendien als Unterrichtsassistenten oder als wissenschaftliche Mitarbeiter bei den Professoren, unter deren Leitung sie die Dissertation ausführen. Der demokratische Gedanke, wonach jeder Zugang zu höheren Studien haben soll, hat hiefür ein beneidenswertes grosses Stipendienwerk geschaffen. Andere sind Werkstudenten und verdienen sich ihr Leben durch Bedienung in Restaurants oder in Geschäften, Bibliotheken oder Büros. Es gehört zum Ethos des jugendlichen Menschen in den Staaten, sich möglichst früh selbständig zu machen und die Eltern, auch wenn sie wohlhabend sind, finanziell für die höheren Studien nicht mehr in Anspruch zu nehmen.

Besonders schön sind endlich die Aussenquartiere. Wir hatten den grossen Vorzug, am Waldrand im Hause Dr. Witschis zu wohnen, besucht, ausser von vielen Freunden, von Hasen und vielen Vogelarten. Alle Häuser der Aussenquartiere sind zwanglos, wirklich romantisch in eine lockere, leicht hügelige Parklandschaft hineingebaut. So rücksichtslos die Amerikaner ungezählte und ewig sich wiederholende grosse Reklametafeln längs der Autostrassen aufstellen, so liebevoll sind hier die Bewohner mit der Natur und mit den alten Bäumen umgegangen. Ummauerte oder umzäunte Gärten gibt es dort nicht. Man lebt in einem offenen Gartenquartier wie in einer weit verzweigten Familie und in ihr haben wir uns ausserordentlich wohl gefühlt.

*

Ich wollte nicht darüber urteilen, was in der Schweiz und in Europa oder in den Vereinigten Staaten drüben besser sei. Ein Urteilen wäre schwer. Carl Zuckmayer gibt einem schönen Aufsatz, der 1948 in der «Neuen Schweizer Rundschau» erschien, den Titel «Amerika ist anders». In der Tat ist es in vielen Dingen erstaunlich anders und der alten Welt unvergleichbar. Ein Vergleich täte beiden Unrecht.

Dass die Verschiedenheiten uns unsere eigenen Probleme schärfer erkennen lassen, dass wir von Amerika vieles lernen können, scheint mir wichtig. In diesem Sinne wurde der vorliegende Artikel geschrieben.

Man soll nicht nach Amerika gehen, wenn man sich nicht dem dortigen Leben öffnen will. Zudem ist es ein grosser Vorzug, wenn man nicht nur besuchender Reisender ist, sondern selbst im dortigen Leben tätig sein kann. Ein Strom neuen Lebens verschiedenster Gestalt, anderer Daseinsform und anderen Inhalts dringt drüben auf einen ein. Man fühlt zumal als Angehöriger unseres kleinen Landes eine ungewohnte Weite, zugleich eine unerwartete, verwirrende Mannigfaltigkeit und man stellt doch auch fest, wie mannigfaltig unser Staat und unsere Landschaft auch in ihrem kleinen Rahmen sind. Man fühlt auch, welchen Reichtum unser alter Erdteil durch den Hintergrund und die Zeugen der Tradition mehrerer Jahrtausende besitzt oder wenigstens bisher besass.

MITTEILUNGEN DER REDAKTION

1. **Da die Nummer vom 6. Januar 1951 ausfällt, müssen Vereinsanzeigen für die Zeit vom 8. bis 13. Januar 1951 schon in der Nummer vom 30. Dezember erscheinen, d. h. bis spätestens Mittwoch, den 27. Dezember, der Druckerei Eicher & Co., Speichergasse 33, Bern, zugestellt werden.**
2. Für das Klischee «Louis Rivier, Die Könige bewundern das Christuskind», haben wir dem Verlag des «Schweizer Kamerad», Pro Juventute Zürich, zu danken.

L'ECOLE BERNOISE

Sur la naissance de Notre-Seigneur

Qui vit jamais au monde un miracle pareil?
Un Dieu s'assujettit aux lois de la Nature.
Le Créateur de tout naist de sa créature,
Et la lumière sort des ombres du sommeil!

Bien qu'il vienne sur terre en un pauvre appareil,
Qu'un antre ténébreux lui serve de closture.
C'est luy qui fit du Ciel la belle architecture
Et qui fonda son trosne au milieu du Soleil!

O celestes Esprits, sainctes Intelligences,
Qui vous glorifiyez de vos pures essences
Et rendiez de vostre heur tous les hommes jalous,

Enviez aujourd'huy, par un contraire eschange,
Le bon-heur que le Ciel vient répandre sur nous,
Puis que Dieu s'est fait homme et ne s'est pas fait ange.

Guillaume Colletet (1598–1659)

Souvenirs d'un vétéran

VII. Une famille de paysans à l'époque 1900

Mon maître de pension était fort distingué pour un simple paysan, et d'une rare intelligence. Ayant de sérieuses dispositions pour l'étude et désirant devenir ingénieur forestier, il avait suivi pendant deux ans les cours de l'Ecole cantonale de Porrentruy. Son ambition eût été de poursuivre ses études jusqu'au bout; il dut y renoncer, par piété filiale. Son père n'avait que lui pour fils; il se faisait vieux. Il lui demanda de rentrer à la maison, afin de le seconder dans son exploitation agricole, qui était considérable. En bon fils, il obéit; mais il garda toujours la nostalgie de ses études. Sauf au temps de la fenaison et de la moisson, où il savait donner un vigoureux coup de collier, il se livrait sans beaucoup d'entrain aux travaux des champs; il se reposait de ce soin sur sa femme, son père et les domestiques. Il préférait faire le commerce des bœufs, et s'y montrait habile. Extrêmement adroit de ses mains, il aimait, comme il disait, à bricoler. Les jours de pluie, il était menuisier ou bourrelier, rabotait des planches ou réparait des harnais. Il était protestant, mais avec une pointe de voltairianisme. Il n'avait pour le pasteur de la paroisse qu'un respect mitigé.

Forestier de la commune, il allait souvent dans les bois. Il ne remplissait pas d'autre charge publique, parce que son père était conseiller municipal et membre de la commission scolaire. Il était l'ami intime du maire, son ancien camarade d'école. Il avait beaucoup de bon sens, un jugement sûr et une éloquence naturelle. Connaissant les hommes et sachant les manier, il était le citoyen le plus influent du village. C'était un de ces hommes, comme on en rencontre plus souvent qu'on ne croit dans nos campagnes, qui en remontreraient parfois, par leur science de la vie et de ses réalités, aux plus savants docteurs de nos universités. Grand liseur et ayant assimilé ses lectures, il avait de la conversation. Il aimait la politique, mais en amateur, non en militant. Il suivait avec intérêt les délibérations des Chambres fédérales et de notre parlement cantonal, dont les journaux donnaient de copieux comptes rendus. Le Jura bernois avait alors la chance d'être représenté dans les hauts conseils de la Confédération par des magistrats d'une valeur incontestable et incontestée: Virgile Rossel, Albert Gobat, Joseph Stockmar, Ernest Daucourt, Casimir Folletête, Henri Simonin et Albert Locher, pour ne citer que ceux-là.

Pendant et après les repas, mon hôte aimait à discourir. Les sujets de conversation ne manquaient pas. La situation internationale était troublée. Sur le point de perdre son hégémonie en Europe, l'Allemagne de Guillaume II se faisait menaçante. Le conflit anglo-français à propos de Fachoda avait failli provoquer la guerre entre ces deux grandes puissances. On parlait encore de la défaite humiliante des Italiens à Adoua, de Ménélik, leur vainqueur, des massacres d'Arménie, de la guerre gréco-turque et de la guerre hispano-américaine. L'Angleterre préparait sa campagne militaire contre les Boërs du Transvaal et de l'Orange. L'opinion publique se passionnait pour l'affaire Dreyfus, qui nous paraît aujourd'hui de minime importance; même en Suisse, on était dreyfusard ou anti-dreyfusard. Le journal de Georges Clémenceau, *L'Aurore*, était lu partout; ses articles étaient commentés, critiqués et fiévreusement discutés. Il semblait que le sort de l'univers était suspendu à l'arrêt que devait prononcer le tribunal militaire de Rennes.

C'était l'époque étrange du *modern-styl*, avec ses fleurs stylisées aux couleurs éclatantes, iris, lys ou cyclamens, son ornementation tourmentée, ses lignes sinueuses en coups de fouet. Les femmes avaient la silhouette d'une guêpe. Leur corset, qu'elles serraient à en perdre le souffle, leur amincissait tellement la taille qu'on eût pu, semble-t-il, en faire le tour avec les deux mains. Leurs jupes, longues et évasées, balayaient le sol. La suprême élégance féminine consistait à avoir l'abdomen effacé, le buste abondant et la croupe alourdie. Surmontez cette silhouette d'un immense chapeau aussi chargé de fleurs qu'un jardin de curé, et vous aurez la Femme 1900. Gardons-nous bien d'oublier les bas noirs et les bottines à boutons qui vous faisaient une cheville mince et un mollet cambré. Du moins, je le suppose, car ces mollets étaient absolument invisibles aux yeux des profanes. Pour une élégante «fin de siècle», montrer le bas de sa jambe eût été le comble de l'indécence et de l'impudeur. On était terriblement collet-monté à cette époque. Une jeune fille de mon village natal ayant eu l'audace de sortir à bicyclette fut montrée au doigt et sévèrement jugée. Devant la réprobation de l'opinion publique, elle dut renoncer à un sport qui n'était fait, disait-on, que pour les hommes.

Le costume masculin ne différait pas essentiellement de celui d'aujourd'hui, sauf que le pantalon était presque collant et beaucoup plus étroit vers le bas. Les revers du paletot étaient à la fois plus larges et moins allongés. On ne portait guère que des chemises de toile blanche. Les faux-cols étaient si hauts qu'ils touchaient presque le lobe inférieur de l'oreille. En été, dès le dimanche de Pâques, on se coiffait d'un canotier de

paille et, en hiver, d'un petit chapeau de feutre mou aux bords relevés, dit « Cronstadt ». Le pasteur Philippe Pierrehumbert, qui vient de mourir à La Neuveville, est resté fidèle à ce genre de couvre-chef jusqu'à la fin de ses jours. Quant au canotier de paille, il était si léger et si commode que notre collègue Léon Froidevaux le portait hiver comme été. En automne, il se contentait de le faire vernir en noir par un peintre en bâtiment, nommé Zaugg. Tout citoyen qui se respectait avait dans sa garde-robe un habit de cérémonie de drap noir et un chapeau haut de forme ou gibus, qu'il revêtait dans les grandes occasions, noces, baptêmes ou enterrements. Un convoi funèbre était hérissé de « tuyaux de cheminée ». Une de mes sœurs s'étant mariée en 1900, j'endossai pour la circonstance un superbe habit de cérémonie, qui, je m'empresse de l'ajouter, n'était pas le mien. Je l'avais emprunté à un de nos voisins, un horloger. Mon traitement d'instituteur ne me permettait pas encore de me payer ce luxe.

Dans mon village de C., on se souciait peu de la mode et de ses extravagances. Les hommes, paysans et horlogers, portaient la blouse bleue, noire ou grise. En été, les femmes se rendaient aux champs avec une chemisette blanche aux ailes bouffantes, les bras nus et coiffées d'un large chapeau de paille, orné d'un ruban noir. Le dimanche, elles étaient généralement vêtues de noir ou, en tous cas, de couleurs sombres; leur seule coquetterie était un chapeau à l'avant-dernière mode et un tablier de soie aux couleurs discrètes. Les mœurs étaient restées simples, familières et aimables. On se méfiait des innovations, quelles qu'elles fussent. On ne connaissait ni le cinéma, ni la radio, ni le football, ni l'avion. Il n'y avait pas encore une seule faucheuse mécanique dans toute la vallée. Les paysans battaient leur blé au fléau, et le faisaient moudre par un des meuniers du pays. En automne, par un beau matin, les femmes et les jeunes filles se rendaient sur une colline, le chevalet à l'épaule, pour y broyer ou, comme elles disaient pour y « braquer » le chanvre. En hiver, ma maîtresse de pension filait au rouet, faisait tisser son fil par un vieil anabaptiste, le père Schnegg, et, avec la toile qu'elle faisait teindre en bleu foncé dans le voisinage, elle confectionnait de solides blouses pour son mari.

Ce jeune ménage habitait le premier étage de la maison paysanne. Les parents de mon hôte, qui en étaient les propriétaires – son père, sa mère et sa sœur, jeune fille de vingt-trois ans –, en occupaient le rez-de-chaussée. Le père était de petite taille, sec et vigoureux, affable et poli. Il avait les lèvres minces et les yeux pleins de malice. Il s'exprimait avec aisance, correction et naturel. Il avait le visage complètement rasé, ce qui surprenait dans un temps où les hommes portaient toute la barbe, le bouc ou la mouche, ou tout au moins, la moustache dont ils relevaient les pointes, non sans fatuité.

Ayant fait son service dans la cavalerie, il aimait à raconter ses souvenirs militaires. Les dragons jurassiens passaient alors l'inspection à Aarberg; ce qui leur prenait trois jours. Ils s'y rendaient à cheval, coiffés du haut casque à chenille, le pantalon blanc, la taille bien prise dans leur tunique vert bouteille que barrait en diagonale un large baudrier blanc. Les récits du vieillard étaient si animés et son visage était resté si jeune, que je n'avais pas de peine à me l'imaginer en fringant dragon, buvant le coup de l'étrier devant une auberge de campagne, l'Ours, le Lion d'Or ou le Cheval blanc. Malgré ses soixante-dix ans bien sonnés, il travaillait du matin au soir, ne s'accordant quelque répit que vers le crépuscule. Debout près de son devant-huis, il fumait un long cigare, le seul de la journée. En bon paysan, il observait le ciel et vous prédisait à coup sûr le temps qu'il ferait le lendemain. Peu attaché à l'argent, parce que sans doute il en avait assez, il n'en parlait jamais. Il aimait beaucoup ses chevaux, Lisette et Fanny, et leur parlait gentiment, comme il l'eût fait à ses enfants.

Son épouse, alourdie par l'âge et asthmatique, sortait peu de la maison. En dépit de son embonpoint, son esprit était resté alerte. Elle abominait son époque et la trouvait mauvaise, tombant ainsi dans le travers habituel des vieilles gens, pour qui seules comptent les années de leur jeunesse ou, tout au plus, celles de leur âge mûr. Elle avait les yeux dirigés vers le passé et m'en parlait souvent. Je lui dois peut-être en partie ce goût immodéré pour « le bon vieux temps », lequel, le plus souvent, est vieux, hélas! sans être bon. L'homme a toujours été un loup pour l'homme. « Le temps où l'on a connu la douceur de vivre, a dit Talleyrand, c'était le temps de sa jeunesse. » Or, en 1900, j'avais vingt ans. Il n'était pas question d'existentialisme. Les jeunes gens de mon âge estimaient que la vie valait la peine d'être vécue, et ils doraient l'avenir de toutes leurs illusions.

(A suivre)

A l'Ecole normale des institutrices

L'établissement qui, depuis un siècle, a formé des légions d'institutrices, a subi ces derniers temps de profondes transformations. Il n'est pas superflu de renseigner à ce propos ceux qui s'y intéressent au premier chef, les membres du corps enseignant, lecteurs de ce journal.

Rappelons quelques dates. Tout au début, la durée des études d'institutrices était de deux ans; elle fut portée très tôt à trois ans, et c'est en 1931 que fut voté le principe du prolongement des études à quatre ans. Jusqu'en 1915, dans l'ancien bâtiment de l'église des Capucins, une seule volée, de 25 à 30 élèves, était admise tous les trois ans. Depuis l'achèvement du nouveau bâtiment, en 1915, une nouvelle classe est admise chaque année, remplaçant la volée sortante. La première classe d'application a été ouverte en 1863, la deuxième en 1922.

Ajoutons que des cours de formation de maîtresses d'ouvrages étaient organisés périodiquement, tous les quatre ou cinq ans.

Depuis 1949, la structure de l'Ecole normale s'est modifiée, par l'ouverture d'une section de formation des maîtresses enfantines, de sorte que l'organisation des études est maintenant la suivante:

Section A (Institutrices primaires). Une douzaine d'élèves sont admises chaque année pour un cours de quatre ans, dont trois à l'internat, et le dernier à l'externat (pension en ville). Les trois premières années sont consacrées à la formation générale, et la dernière à la préparation professionnelle: stages dans les classes

d'application et dans des classes de campagne. Conditions d'admission: 15 ans, maximum 20 ans; formation d'école secondaire. Examens de gymnastique et d'ouvrages au cours de la troisième année. – Examen de culture générale après trois ans d'étude. – Examen de brevet à la fin de la quatrième année. Le brevet d'institutrice donne le droit d'enseigner dans les écoles primaires du canton.

Section B (institutrices enfantines). Une classe de huit à dix élèves est admise tous les deux ans, pour un cours de formation de maîtresses enfantines: 1949, 1951, 1953, etc. Conditions d'admission: 18 ans révolus, préparation secondaire, stage auprès d'enfants (famille, home d'enfants, colonies, etc.). Le plan d'étude prévoit une préparation théorique et pratique: français, allemand, psychologie, pédagogie, méthodologie, dessin, travaux manuels, gymnastique rythmique, chant, musique (flûte douce). Stages dans la classe d'application et dans des classes enfantines. Examen final de brevet bernois de maîtresses enfantines.

Section C (maîtresses d'ouvrages). Admission tous les deux ans (1949, 1951, 1953, etc.) d'un nombre restreint d'élèves, pour un cours de trois semestres, à raison de quatre à cinq jours par semaine. Conditions d'admission; 18 ans, maximum 32 ans; bonne instruction primaire; préparation professionnelle: cours, ou pratique de lingerie pendant trois mois au moins.

Les effectifs des classes sont de 12 à 15 élèves en section A, huit en section B, trois à cinq en section C – ces dernières suivant les cours des sections A et B: ouvrages, français, psychologie, chant, gymnastique.

Bien des changements sont survenus dans l'existence des Normaliennes. Tout d'abord, elles passent le week-end chez elles. Les facilités de voyage permettent ce contact plus étroit entre la famille et l'école, et l'expérience de deux années a donné d'excellents résultats. L'Ecole normale est devenue une institution plus ouverte sur la vie, et les candidates à l'enseignement sont mieux préparées à leur activité sociale. En outre, les conditions de travail sont mieux adaptées aux tendances individuelles; par groupes de trois ou quatre, les élèves disposent de studios, et elles ont la possibilité de s'isoler pour leurs études en utilisant les multiples locaux de l'école: salles de classes, cabines, bibliothèques, etc.

Le prix de pension est demeuré à la portée des petites bourses, puisque le minimum est de moins de 50 francs par mois de séjour, sur une pension annuelle de 1600 francs.

D'autres transformations sont en cours: le renouvellement des programmes et des règlements de promotions et d'examens. Les études d'institutrice s'orientent de plus en plus, non seulement vers une culture générale approfondie, mais surtout vers une préparation professionnelle intensive. Cette évolution ne va pas sans difficultés, elle ne saurait être hâtive; nous reviendrons prochainement sur ces différentes questions. *D.*

Collègues, instituteurs et institutrices! Faites partie de la Caisse-maladie des Instituteurs suisses. Les statuts et formulaires sont obtenus, sur demande, au Secrétariat à Berne ou à Zurich.

Quelques aspects... qui paraissent actuels

Nous avons eu le plaisir d'assister à la conférence des présidents de sections de la SIB. C'était pour nous l'occasion (les caissiers étant de la partie) d'essayer de comprendre le fonctionnement de la « machine ».

SIB... ces 3 lettres masquent une vaste organisation inconnue pour beaucoup d'entre nous (j'allais dire une forteresse). Je vous pose quelques questions rapides:

Qui peut indiquer, sans trop réfléchir ou rechercher dans les papiers, le nom de notre secrétaire d'association?... le nom du président du comité cantonal?... celui du président de l'assemblée des délégués? (au fond, saviez-vous qu'elle existait?)... les noms des membres du comité cantonal?... les membres jurassiens au comité cantonal?... les grands chefs de la caisse d'assurance?

Qui connaît tous les rouages de notre association? Qui « lit » « L'Ecole Bernoise »? Pouvez-vous faire exactement le calcul de votre traitement?... le coût de vos cotisations à la caisse d'assurance? Quelle est la somme assurée de votre salaire?

Evidemment, nul n'ignore que SIB et Caisse d'assurance sont deux choses différentes. Un président de section ne croyait pas que les rentes versées par la caisse d'assurance provenaient « uniquement » des intérêts d'un capital, autrement dit que notre système d'assurance était basé « uniquement » sur la capitalisation. De temps à autre on enregistre une platonique récrimination concernant les cotisations à la SIB ou les prestations à la caisse d'assurance qui sont trop élevées... (ne pourrait-on pas introduire un système mixte: payement des rentes avec les intérêts et les cotisations?) Notre capital n'est-il pas à la merci de l'inflation et des fluctuations de la monnaie? Que valent les francs de 1950 comparés à ceux de 1933? Nos efforts en cotisations depuis plusieurs années peuvent s'évanouir à la première dévaluation. Les jeunes collègues ont-ils remarqué qu'ils avaient été lésés (l'étant déjà suffisamment par la loi actuelle) lorsque le renchérissement était compté en pour-cent? Savent-ils que, malgré cela, ils ont contribué pour plus que leur part lors des augmentations de traitement assuré?

Quelle est la position de la Caisse d'assurance envers l'AVS et tolérera-t-on les deux rentes? Il semble qu'il y a un ajustement à envisager par suite de l'introduction de celle-ci, ajustement qui devrait permettre un soulagement dans nos contributions actuelles: 10% et les réserves des augmentations... (mathématiques).

Le comité cantonal et le secrétariat se plaignent, à juste titre, d'un manque de contact entre les dirigeants et les membres de la SIB. Nous avons l'impression que les liens qui unissent tous les membres de notre syndicat devraient être resserrés. Il devrait être fait appel plus souvent aux dirigeants de la SIB et de la Caisse d'assurance pour venir exposer leur point de vue et prendre contact directement avec nous, et éventuellement entendre nos doléances.

Il nous semble que les représentants des sections dans les divers comités ou délégations ne devraient pas fonctionner plus d'une période pour permettre à chacun de pénétrer les divers rouages de la SIB et de notre caisse d'invalidité. *M. T.*

Distinction

L'Université de Nancy a décerné, le 11 décembre écoulé, en présence du Ministre de l'Education nationale, Monsieur Lapie, le titre de Docteur honoris causa à Monsieur le Professeur Dr W.-H. Schopfer, directeur de l'Institut botanique de l'Université de Berne, pour les travaux remarquables qu'il a réalisés en particulier dans le domaine des vitamines. « L'Ecole Bernoise » se fait l'interprète des élèves – étudiants d'autrefois et d'aujourd'hui – de Monsieur le Professeur Schopfer, et lui exprime les félicitations les plus sincères pour la haute distinction dont il vient d'être l'objet.

DIVERS

Avis de la rédaction. Nous rappelons que « L'Ecole Bernoise » ne paraîtra pas le 6 janvier prochain. Les convocations se rapportant à la première quinzaine de janvier 1951 devront par conséquent être publiées dans le numéro du 30 décembre, et remises jusqu'au mercredi 27 décembre, au plus tard, à l'Imprimerie Eicher & Co., Berne, Speichergasse 33.

Chronique biennoise. *Les Ateliers de loisirs.* Mercredi dernier, 6 décembre, une vingtaine de personnes, invitées par l'Association Pro Juventute, se trouvaient réunies dans la spacieuse salle de lecture de la Bibliothèque de la Ville. On remarquait parmi elles M. Spinner, secrétaire de la Direction des Ecoles, M. Stauffer, directeur de l'Office des Tutelles, M. Hilty, directeur de l'Ecole professionnelle, les représentants de la presse et de nombreux membres de l'Association des Ateliers de loisirs et du corps enseignant primaire et secondaire. Ces personnes avaient été convoquées pour assister à l'inauguration officielle des premiers Ateliers de loisirs de la Ville. Dans une courte allocution, M. Jaggi, président de la commission de district de l'Association Pro Juventute, indiqua la genèse de cette nouvelle œuvre en faveur des jeunes, ses buts et son fonctionnement.

Les Ateliers de loisirs sont une conséquence directe de l'exposition « Loisirs utiles et agréables » qui eut lieu dans notre ville au printemps 1949. De nombreuses personnes, frappées par les intéressantes possibilités qu'offrait ce genre de délassement pour éloigner la jeunesse des distractions douteuses que lui prodiguent les dancings, le cinéma et tout simplement la rue, fondèrent alors l'Association des Ateliers de loisirs. Secondées bientôt par les pouvoirs publics et diverses collectivités, en particulier par les paroisses protestante et catholique chrétienne et la Société Coopérative, elles ont pu mettre à la disposition des jeunes les ateliers actuels.

A vrai dire, il ne s'agit pour l'instant que de deux ateliers: un pour le travail du papier et du cuir, l'autre pour le travail du bois, installés dans le sous-sol du bâtiment de la Bibliothèque de la Ville. Nous y avons trouvé une demi-douzaine de jeunes filles travaillant à la confection d'objets en cuir (porte-feuilles, porte-monnaie) sous la direction de Mlle Tschanz, maîtresse de travaux manuels et d'école ménagère, ainsi que 8 ou 10 garçons sciant, rabotant et collant autour de 6 bancs de menuisiers parfaitement équipés, sous la surveillance de notre collègue Anklin. Tout ce petit monde avait l'air parfaitement heureux et préparait des cadeaux de Noël avec entrain. Les ateliers sont ouverts le mercredi après-midi seulement pour les élèves des trois dernières années scolaires et ceux des écoles supérieures, mais trois soirs par semaine en faveur des adultes qui se sont révélés assez nombreux pour que les organisateurs se voient obligés d'opérer une rotation. Est-ce l'approche des fêtes de fin d'année qui a suscité cet intérêt? C'est bien possible. On sera fixé dès janvier. Mais si l'affluence des bricoleurs continue à croître, il faudra envisager dès l'hiver prochain la création d'ateliers supplémentaires. Tant mieux! Ce sera toujours autant de pris sur le désœuvrement.

Deux films russes. Les élèves des classes françaises de la ville ont assisté jeudi à la projection de deux films russes du plus haut intérêt. Il s'agit, pour le premier, de vues prises dans le jardin zoologique de Moscou: ce sont des études de psychologie animale. Quant au deuxième, il est consacré à l'histoire d'un couple de cigognes en route pour le sud. Par suite d'un accident, les deux magnifiques volatiles sont arrêtés dans une forêt d'Ukraine où ils sont recueillis et sauvés par un garde-chasse. Les deux films sont de toute beauté et peuvent être vus avec toutes les classes. *G. B.*

Douces réflexions. L'état du monde, il est vrai, en fait naître d'amères... Aujourd'hui toutefois, le soussigné vous en propose de douces, dans un cadre plus limité et d'un ordre plus pratique. Voici de quoi il s'agit:

Avez-vous pris connaissance, chers collègues, du décret fixant nos traitements dès 1951? Vous, les jeunes, n'y trouvez-vous pas de quoi vous réjouir d'avoir choisi la profession d'instituteur? Et nous, qui avons « atteint le plafond », n'y découvrons-nous pas une nouvelle sécurité appréciable? Il est souhaitable que chacun reconnaisse les faits et que notre satisfaction commune soit exprimée publiquement. C'est fait... et voilà pourquoi ces premières réflexions sont douces!

Mais il y a mieux... et je m'excuse de parler maintenant d'une commune particulière, celle de Reconvilier. Peut-être ces lignes engageront-elles d'autres collègues à écrire aussi leurs réflexions et surtout à persévérer dans leurs efforts.

Sur proposition de notre collègue Nussbaumer, et d'un commun accord, le corps enseignant de R. a sollicité une allocation spéciale de Noël. Les autorités municipales – qu'il faut ici remercier chaleureusement – y ont donné suite comme suit: Maîtres fr. 80.–; maîtresses fr. 50.–. Voilà pourquoi ces réflexions sont toujours douces!

Mais... ce n'est pas tout! Profitant d'une revision totale du règlement municipal fixant les traitements du personnel communal, le corps enseignant de R., par la voix compétente de nos collègues Nussbaumer et Favre, a demandé l'octroi d'allocations de résidence. Cette nouvelle requête fut acceptée comme suit, selon l'art. 24 du règlement précité:

« En plus du traitement légal, la municipalité accorde aux maîtres primaires et secondaires ainsi qu'aux institutrices non mariées une allocation volontaire de résidence.

Cette allocation est fr. 30.– par année, à partir de la troisième année d'enseignement dans la commune, maximum fr. 300.– par année. »

Voilà pourquoi le titre de ce propos se justifie toujours! Le corps enseignant d'une commune vient de remporter une victoire: un principe longtemps défendu par nos organes professionnels et dans toutes nos rencontres a été admis chez nous. Il nous a paru que la chose devait être signalée afin que d'autres collègues puissent indirectement en bénéficier un jour. *H. Reber*

Six millions de brochures pour les jeunes. L'Œuvre suisse des lectures pour la jeunesse a enregistré un succès absolument extraordinaire. Depuis sa fondation en 1931 jusqu'à la fin de 1949, la vente des brochures s'est élevée à un total de

près de 6 millions d'exemplaires. Ces brochures, destinées à distraire et à instruire les jeunes, ont été éditées en allemand, français, italien et romanche. Si l'on mettait tous ces exemplaires côte à côte, leur longueur serait égale au cours du Rhin, de sa source à son embouchure. La vente pendant l'année 1949 a également été très importante. L'Œuvre suisse des lectures pour la jeunesse publia 424 000 brochures en allemand, 90 000 en français et 34 000 en italien, ainsi que 10 000 volumes reliés contenant chacun 4 de ces brochures. Le succès remporté par la vente prouve bien que notre œuvre, basée sur le principe de l'utilité publique et offrant à la jeunesse des brochures à bon marché, mais de valeur, est dans la bonne voie; ces publications répondent en effet à un besoin véritable. Le choix des différents thèmes est fait de sorte que les brochures ne soient pas seulement de sèches lectures instructives, mais conviennent également au goût des jeunes pour les aventures et l'action. Depuis 1931, 380 brochures différentes ont été éditées; ainsi, chaque garçon et chaque fille peut trouver, pour 50 ct. seulement, la lecture qui lui plaît! *H. J.*

BIBLIOGRAPHIE

Walter Schmid, **Rendez-vous à Zermatt.** Adaptation française de J. Cosandey. Un volume de 96 pages, 11×15, avec 12 photos en couleurs. Librairie Payot, Lausanne. Broché fr. 5.80.

M. Walter Schmid est grand ami et connaisseur du Valais. Aujourd'hui, c'est à l'évocation d'une seule région qu'il consacre son talent, région devenue célèbre et qui gagna le titre de métropole des Alpes: Zermatt. Tout d'abord l'auteur nous fait prendre le train rouge qui, de Brigue, s'engage dans la haute vallée; nous faisons connaissance avec les villages qui s'échelonnent le long de la ligne. Une fois à Zermatt, on éprouve vraiment toutes les impressions d'un touriste faisant connaissance avec le village et les merveilles qui l'entourent. L'auteur démontre les avantages d'une station sise au pied du plus impressionnant cortège de 4000 et explique que, si elle a pu devenir un centre si réputé non seulement d'alpinisme, mais de sports d'hiver, c'est que chacun y trouve une montagne à sa convenance. Walter Schmid a goûté le charme de Zermatt en toute saison. Mais il ne s'est pas contenté de grimper et de flâner; il a profité des jours de pluie pour se documenter sur les origines et l'histoire de l'endroit. Ce qu'il rapporte de ces recherches n'a d'ailleurs rien de pédant, mais s'exprime sous forme de récits ou d'anecdotes parfois piquants qui coulent de sa plume alerte et donnent une grande diversité de ton à son exposé. Il se devait naturellement de parler du Cervin et de sa conquête. – Lisez donc « Rendez-vous à Zermatt », vous ne vous ennuyerez pas. Même si vous y avez séjourné, vous y apprendrez encore bien des choses. Vous pourrez enfin contempler à votre aise quelques-uns des plus beaux points de vue de la région, grâce aux ravissantes photographies en couleurs prises par l'auteur, qui illustrent l'ouvrage.

Roger Cousinet, chargé de cours de pédagogie à la Sorbonne, **L'enseignement de l'histoire et l'éducation nouvelle.** Un volume in-8 couronne, 160 pages. Les Presses d'Ile de France, 1, rue Garancière à Paris VI^e. Fr. f. 240.–.

La publication de cet ouvrage paraît opportune au moment où l'Unesco cherche à nouveau le moyen de préparer les enfants à la compréhension internationale par un meilleur enseignement historique. Il a paru à l'auteur que cette tentative risque, après tant d'autres, un échec si l'enseignement continue à être fondé dans chaque pays sur l'histoire nationale, et même sur l'histoire internationale. Il lui a semblé qu'on n'avait chance de réussir dans cette voie que si on fondait cet enseignement sur ce qu'il y a de commun aux enfants de tous les pays du monde, à savoir l'intérêt spécial qu'ils portent aux événements du passé. Or, en France comme aux Etats-Unis, en Italie comme en république Argentine, les enfants ont successivement transformé leur vie matérielle et spirituelle pour l'amener à ce qu'elle est présentement. L'histoire n'est pas pour l'enfant une suite de faits, auxquels on donne le nom d'historiques, elle est l'étude de l'action du temps (aidé par les hommes, tous les hommes) sur les choses. Cette étude est vraiment humaine, et commune, tant il est vrai que tous les hommes éprouvent les mêmes besoins, et les ont souvent satisfaits par les mêmes moyens. Peut-être la méthode exposée ici, reposant sur la psychologie de l'enfant, permettra-t-elle d'atteindre le résultat souhaité par tous.

MITTEILUNGEN DES SEKRETARIATES * COMMUNICATIONS DU SECRETARIAT

Das Sekretariat bleibt am 2. Januar 1951 geschlossen *Le secrétariat sera fermé le 2 janvier 1951*

Hanna Wegmüller
Bern, Bundesgasse 16, Telephon 3 20 42
Das gute Spezialgeschäft für Sanitätsartikel und Parfümerie 253

BUCHBINDEREI
BILDER-EINRAHMUNGEN
Paul Patzschke-Kilchenmann
Bern, Hodlerstrasse 16
Telephon 3 14 75 112
(ehem. Waisenhausstrasse)

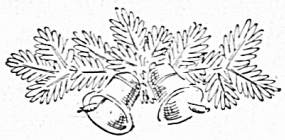
SCHÖNI Uhren e Bijouterie Bälliz 36 Thun
Omega-Uhren
Allein-Vertretung auf dem Platze Thun

Gepflegte Möbel und Wohnausstattungen
Polstermöbel
Vorhänge
E. Wagner, Bern
Kramgasse 6, Telephon 2 34 70

Klaviere Harmoniums
Grosse Auswahl in Gelegenheits-Instrumenten. Tausch. Teilzahlungen – Verlangen Sie bitte Lagerlisten
Hugo Kunz, Nachfolger von E. Zumbrunnen
Bern, Gerechtigkeitsg. 44
128

313
M Kunsthandwerk
Einzelstücke
in freigeformter Keramik
handgemaltes Porzellan
Schmiedeisen
Messing
M. Puigventós
Kesslergasse 34, 1. Stock, vis-à-vis Stadtbibliothek

Wir wünschen Ihnen frohe Festtage



VAUCHER

Sportgeschäft Bern, Theaterplatz 3

Hanna Wegmüller
Bern

Parfümerien
Thermo Seta
Seide
Gummiwärmeflaschen
elektrische Heizkissen

Bundesgasse 16
Telephon 32042

Flury
E. Flury, Wwe. & Söhne AG. Bern

Das Spezialgeschäft in der Schweizerhoflaube
Havanna - Brazil - Sumatra - Cigarren

Frohe Festtage
wünscht
allen
seinen
Kunden

Optiker Büchi, Bern, Spitalgasse 18

Paul Patzschke-Kilchenmann

Buchbinderei, Bildereinrahmungen

Hodlerstrasse 16, Bern

K. v. Hoven

Reiseartikel, Lederwaren-Spezialgeschäft

Bern, Kramgasse 45 / Kesslergasse 8

Sporthaus
Naturfreunde

Neuengasse 21, Bern

ZUR WOLLSTUBE
Marie Christen AG
MARKTGASSE 52 BERN TEL. 23505

OFA

Orell Füssli-
Annoncen

Bahnhofplatz 1
Bern

F. Stucki

Wandtafelfabrik

Magazinweg 12, Bern

E. Wagner

Gepflegte Möbel und Wohnausstattungen

Bern, Kramgasse 6, Telephon 23470

Inserate
in alle
Zeitungen

„MERKUR"
bürgt für Qualität!

Meyer-Müller & CO. A.-G.
Bern
Bubenbergplatz 10

Buchdruckerei Eicher & Co., Imprimerie